

KERSTIN SPECHT

Mittel bergie

STR
OUX
edition

roman

| STR
| OUX
edition

ISBN 978-3-948065-50-8

Alle Rechte der Ausgabe © STROUX edition, München – 2026

Umschlaggestaltung: Matthias Mielitz, unter Verwendung einer handkolorierten Fotografie aus dem Privatbesitz von Kerstin Specht.

STROUX edition, Donnersbergerstraße 32, 80634 München
info@stroux-edition.de
www.stroux-edition.de

Druck & Bindung: ScandinavianBook GmbH, Neustadt a. d. Aisch
gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

KERSTIN SPECHT

Mittel berge

für meine mutter

roman

Die Vorfahren sind nicht gefahren
sondern gelaufen
viel gelaufen
Vorläufer
Manchmal sieht man sie stehen beim Beten
manchmal sieht man sie im Gehen stehen
Es geht
nirgend hin
Sie kommen wieder zurück
wie von einem Gummiband gezogen
das Gummiband ist das Haus
Das Erbe hängt an ihnen wie ein Mühlstein
Sie sprechen mit dem Haus
sie bitten
aber wenn sie einmal einsehen
dass ein Sandsteinhaus nicht mit ihnen
mitkommen kann
wie ein Zelt
dann hat das Haus gesiegt
und mit ihm die Sicherheit
in ihrem zerlaufenen Leben

KALTWARM

In der Dachkammer, in der Vetter und Bes schliefen, wehte ihnen in der kalten Zeit der Wind um die Ohren. Am Morgen waren sie eingeseift mit dem Schaum des Winters, und wenn sie den Schnee von ihren Leintüchern bliesen, wartete schon der Husten, bis er aus den Bronchien rauskommen und rumbrüllen konnte.

Im Sommer wurde es in der Kammer heiß. Die Sonne brannte durch die Lücken zwischen den Dachziegeln, dass es selbst den Mücken zu viel wurde und sie tot von den Wänden fielen.

Eines Tages zockelte der Vetter mit einer Kuh und einem Leiterwagen nach Sonneberg. Er kam zurück mit einer Fuhre gipserner Puppenkopfformen aus einer Spielzeugfabrik. Er kleidete das ganze Zimmer damit aus. Ein eingedellter weißer Hohlkopf am anderen, vom Boden bis hinauf zur Decke. Und selbst über die Decke zog sich die wärmende Parade totenstiller Puppenköpfe.

Bes glaubte, ihre tiefen Gesichter bewegten sich nachts, und trotz der geschlossenen Augen flatterten ihre Lider. Das sind nur die Schatten vom Gollicht. Vetter war nicht zu beeindrucken von Schatten. Er war fortschrittlich. Er hatte eine Kastenmatratze mit Sprungfedern, gepolstert mit Seegras und Rosshaar, und eine metallene Wärmflasche. Bes lag auf einem dünn gestopften Strohsack. Ein rauer Backstein, der im Rohr aufgeheizt wurde, wärmte ihre frierenden Füße.

Bes schlief unter dem Fenster und Vetter an der Wand. Bes und Vetter schliefen ein Leben lang in einem Zimmer, aber nie in einem Bett.

MATTIS Bes hatte in Eschbach ein Haus, aber keine Kinder, ihre Schwester in Eisenwind viele Kinder in einem zu kleinen Haus.

Die Schwester ließ Andres, ihren ältesten Sohn, zur Bes ziehen.

Andres mit dem schwarzen Haarflügel, Andres mit dem langen Hals, Andres mit dem Schalk im Nacken. Er sollte Bes in der Landwirtschaft helfen und ihr Erbe sein. Aber dann schickte ihm der Kaiser eine Pickelhaube und ihn an die Front. Er war noch nie von zu Hause weggewesen. Er schrieb von Mühlen und Pumpen. Von Knochenmühlen und Blutpumpen. Er schrieb vom Niedermähen. Er schrieb von Regen und Morast. Von Pferden. Von den tausend Pferden, die die Geschütze zogen. Von den Pferden, die verreckten im Morast.

Dann schrieb er nicht mehr. Dann schrieb ein Kamerad von Typhus. Der hätte den Andres von innen ausgefressen.

Sein Name stand jetzt in Gold auf dem Kriegerdenkmal am Weiher und Bes wusch ihn jeden Samstag mit einem Fetzen und frischen Tränen ab. Seine Zukunft und ihre waren jetzt tot und in diesen Stein gemeißelt.

Der Matthias, Mattis, war der kleine Bruder vom Andres. Er war aus dem Krieg zurückgekommen, er hatte den Blut-sommer an der Somme überlebt. Der Mattis wurde jetzt zu Bes in das Puppenhaus gebracht, man fragte ihn nicht.

Das Puppenhaus war nur unter dem Dach ein Puppenhaus. Es war ein Kuhhaus und ein Hühnerhaus, ein Küchen- und Kammernhaus. Unten schreckte ein rußiges Geweel, Gewölbe, mit verrostetem Werkzeug in den Ecken, weil da einmal eine Schmiede gewesen war, und alle die im Haus wohnten, hießen

immer noch Schmiedla. Schmiedla war der Hausname. Das Haus bestimmte es, obwohl sie schon lang keine Schmiede mehr waren. Nur widerwillig lernte der Postler ihre richtigen Namen.

Der Vetter hatte Rheuma. Die Schmerzen bissen in seine Knochen. In Sommernächten zog er sich aus und wälzte sich in den mannshohen Brennnesselstauden hinter der Mauer, solange bis die Haut glühte. Im Winter bestellte er Teufelskrallentee vom Heumannversand. Da hatte der Postler seinen Namen wieder vergessen. Jetzt war noch ein Neuer eingezogen. Der Postler sagte zu ihm, er solle nichts bestellen.

Mattis wollte nichts bestellen. Er wollte gar nicht zu diesem anderen Dorf gehören. Er hatte überlebt. Er war wieder aus der Erde gekrochen. Dem Müllerssohn, seinem Schulfreund, hatte der Krieg das halbe Gesicht heruntergefetzt, es war bloß noch eine Narbe. Mattis waren nur die Haare ausgefallen, sie hatten den Stahlhelm nicht ertragen. Der Himmel war blauer Samt, Christrosen blühten und abgeknickte Stiefmütterchen, als er zurück nach Eisenwind kam, aber die Mutter war tot. Sie hatte im Wasserloch unter den Eisschichten den Andres gesehen, immer wieder, sie hatte ihm nachgewollt. Als das Eis geschmolzen war, waren auch die Totenreden gehalten, die Schwestern konnten heiraten. Sie kannten Mattis kaum ohne seine Locken. Sie brauchten seinen Platz. Sie brauchten sogar das Federbett, das die Mutter für ihn gestopft hatte. Er musste sich fügen. Er musste unterkriechen im Puppenhaus bei Vetter und Bes.

Der Vetter war Waldarbeiter. Im Sommer schlug er Holz und schlefte es mit den Pferden aus dem Wald. Im Winter stand er bis zum Bauch im Schnee und schlug Holz und zog es aus dem Wald bis herunter in den Zeyerngrund. Bei jedem

Wetter schlagen, auf Holz schlagen, einschlagen, Keile eintreiben, Bäume anspitzen wie einen Bleistift, bis der Stamm klappt. Der Wald war der Reichtum und der Fluch.

Vetter war ein uneheliches Kind. Seine Eltern durften nicht heiraten, weil sie zu arm waren. Die Mutter wohnte mit den Kindern im Gemeindehaus. Der Vater brachte ihnen am Sonntag ein Stück Brot.

Die Armut zwiebelte den Vetter ein Leben lang. Er sparte. Er machte alles selbst. Er besohlte die Schuhe, hämmerte Nägel hinein. Aus einem blauen Stoff nähte er sich eine Schürze. Er strickte sich einen Waschhandschuh aus grober Wolle, der immer mehr zusammenfilzte. Aus Zunderschwämmen, die er von den kranken Bäumen kratzte, machte er Wandregale und am Sonntag schlang er die kurzen Gardinen mit Lochmuster ein paarmal um den Draht, an dem sie hingen, um genug Licht zu haben, setzte sich auf den Tisch und stopfte und flickte. Vetter war schwierig und schweigsam, und wer ihm im Weg stand, bekam einen Tritt mit den genagelten Schuhen.

Bes war Waldarbeiterin. Sie hat im Waldgarten gepflanzt. Hat Laubbäume, Tannen, Fichten aus den Samen aufgezogen. Hat die Spitzen der Fichten geschwärzt, damit die Rehe sie nicht verbeißen. Hat die Löcher gehackt im großen Pflanzgarten. Hat Erde durchgesiebt. Zäune gebaut. Sie trug Schwarzbeeren und Höberla, Preiselbeeren, in ihrer Schürze nach Hause und feinfilzige Pilze.

Die Güte lag um ihren Kopf wie Strahlen. Aber sie arbeitete lieber in der Natur, als dass sie kochte. Sie konnte nicht stopfen, sie machte ein paar grobe Stiche, zurrte die zerlaufenen Sockenfersen ohne Stopfholz zu einem kleinen Krater zusammen und biss den Faden ab. Sie wartete darauf, dass Mattis eine Frau brachte.

Drei Jahre dauerte es. An einem schneestillen Januar auf dem Tanzboden der Ritzendorfer Kirchweih fand er Sina. Sie gefiel ihm, wie ihm noch keine gefallen hatte. Sina störte es nicht, dass Mattis keine Haare mehr hatte. Sie strich ihm über die Glatze, die zart glänzte und sich in ihre helle Hand schmiegte. Sie sah daran den Goldring, der Goldmüller würde ihn schmieden. Sina würde heiraten, wie alle in einem schwarzen Kleid. Das Brautkleid würde einmal auch das Totenkleid sein, mit dem man in der Erde lag. Ein weißer Schleier war erlaubt. Später würde man ihn vor dem hochbeinigen Kinderwagen aufspannen, um die Mücken abzuhalten. Bis ihn die kleinen Fingerchen zerfetzten und er nur noch ein Loch war. Dann käme er auf den Mist.

SINA

Eschbach

da waren Äcker voller Steine

die hatte man aufgeschichtet am Rand

eine Mauer bis nach China

Und immer wuchsen die Steine nach in der Erde

wie Kartoffeln

Sina wollte nicht weg aus Sindelsdorf

sie lobte die Bonität ihrer Böden

da lagen die Äcker

direkt vor dem Haus

und nicht am Berg

da waren die Gärten voller Katzenkopfbirnen

und nicht voller Hänlerla

Aber die Liebe war größer

BROT UND KIND

Sina konnte kochen. Ihr ging alles von der Hand.

Viermal die Woche Klöße: einen Eimer rohe Kartoffeln schälen, ihre Augen ausstechen, sie reiben, in ein Leinensäckchen füllen, ausdrücken, brühen, mit der Stärke verrühren, auf dem Saufutter mitgekochte Kartoffeln mit der Kartoffelpresse in kleine Würmer zerdrücken und alles mit dem entnadelten Skelett einer Christbaumspitze verquirlen.

Am Sonntag gab es zu den Klößen Schweinebraten. Und Kraut. Vom Raiffeisen wurden die Köpfe geholt, in große Holzfässer eingehobelt. Je eine Lage Gewürze, gelbe Rüben, Kraut. Der Deckel wurde mit Steinen beschwert und ein Tischtuch drüber gebunden. Darunter gärte es. Das Kraut tat sich hervor, auch ungekocht. Wenn jemand Keuchhusten hatte oder Fieber oder auch nur trübe Gedanken, hieß es, geh in den Keller, iss ein wenig rohes Kraut.

Alle fünf Wochen hat Sina Brot gebacken, das am Ende der fünften Woche schon steinhart und im Sommer schimmelig war. Zur dunkelsten Stunde um vier Uhr stand sie auf. Holte den Sauerteig aus dem Holzfass, das im Dorf herumging. Zerrte den Backtrog von der Bodenstiege herunter und stellte ihn in die Küche, rollte die Ärmel auf, tauchte ihre feinen Hände in das Mehl, den Sauerteig und den Kümmel. Das Mehl staubte und sträubte sich, wollte sich nicht verbinden, sie musste den Teig auf- und niederwalken, dehnen und falten, bis er müde war.

Der tiefe Trog zog Sina immer mehr hinein. Der schwarze Fleck auf ihrem Hemdrücken wurde größer und größer.

Sina musste in den tiefen Backofen kriechen, so tief, dass man darin verbrennen konnte. Sie musste raue Backscheite

aufschlichten, Reisig darumlegen, das Feuer anzünden und warten, bis alles zu Asche zerfallen war, die Glut auskehren und dann die Brotlaibe einschießen mit erschöpften Armen. Ihre Arme taten alles so schnell, als könnten sie keinem Menschen gehören.

Am Samstag rührte sie einen Kuchen. Hefekuchen, Streuselkuchen, Käsekuchen, Zwetschgenkuchen, Apfelkuchen oder Schwarzmundkuchen, Schwarzbeerkuchen. Mattis sagte, wenn es am Sonntag keinen Kuchen gibt, steh ich gar nicht erst auf.

Aus jeder Ecke sah Sina Arbeit an, trotzdem setzte sie sich am Abend hin und schrieb mit schwerer Hand Briefe an ihre Brüder.

Sina war gescheit. Der Pfarrer hatte mit ihr Gespräche geführt, manchmal hatte sie Predigten für ihn abgeschrieben. Sie hätte gern etwas gelernt, Schneiderin vielleicht. Aber sie wurde gebraucht, um ihre Geschwister aufzuziehen.

Nach einem Jahr Verheiratetsein wurde ihr Robert geboren. Robertla. Der Erbe, ihr Stolz und das Glück. Er hat zweieinhalb Jahre gelebt. Dann hängt nur noch das große walnussbraun gerahmte Foto von ihm im Wohnzimmer. Da sitzt er in einem mattweißen gezackelten Hemdchen, zeigt seine runden Arme und lacht in Ewigkeit.

Robert hatte draußen im Garten gespielt. Ein feiner, gläserner Regen kam, seine Mutter ging schnell ins Haus, um ihm ein Jäckchen zu holen, damit er sich nicht erkälte. Zum Garten gehörte ein Teich. Da lief Robert hin, schneller und immer schneller lief er zu dem finsternen stillen Auge. Wie ein Magnet zog es ihn an. An dem Teich hatte er seine Holzpuppe verloren, die wollte er finden. Die Steine waren rutschig und wacklig. Als die Mutter wieder zurückkam und ihn suchte, trieb er schon im Wasser.

Dann war es aus mit ihr. Am Grab ist sie zusammengesunken. Wie ein Körper ohne Knochen lag sie da in ihren langen Röcken und kam nicht mehr auf. Die Erde war weggetrieben unter ihr wie ein Wasser. Und die Leute hielten nicht hinterm Berg.

Sie haben sie mit Blicken durchbohrt und gesagt, die hat nicht aufgepasst.

BERG

Die Trauer
zog ins Haus
Den Berg
konnte man nicht versetzen

SOPHIE Vier Jahre später ist wieder ein Kind da. Ein krankes Bündel liegt da in einem Korb. Rot, aussätzig, mit eitrigen Beulen. Tag und Nacht hat es gewimmert und geschrien und durch das Geschrei alle Nachbarn um ihren Schlaf gebracht. Die alte Kull im blauen Haus daneben ist blind, aber sie wäre gern auch noch taub geworden.

Das Kind ist nicht gewachsen. Seine Haut ist wie eine Birke, so rissig. Eigentlich hätte es Birken heißen müssen, Birke, nicht Sophie.

Die Mutter hat keine Milch. Nur drei Tröpfchen Blut sind gekommen, als die Hebamme ihr das Glas an die Brust gehalten hat. Kuhmilch verträgt das Kind nicht.

Es steht nicht gut. Selbst der rote Kater Johannes wirft einen verächtlichen Blick auf das schreiende Loch, das ein Mund ist und stakst steif an dem Korb vorbei.

Die Fliegen setzen sich auf die verklebten Augen des Kindes, wenn es einmal schläft, aber lange können sie nicht bleiben, dann schreit es wieder.

Der Lehrer lässt von einem Versand ein Milchpulver schicken. Ab da geht es voran. Langsam.

Der Oskar, der Sohn vom Lehrer, ist an dem Tag geboren, wie Sophie. Er sitzt schon auf dem Arm seiner Mutter. Sophie schaut nicht einmal mit der Nase aus den steifen Spitzen vom Eindrehkissen heraus.

Ihre Kraft braucht sie zum Schreien.

CHRISTENLEHRE Der Gott schrieb vor, dass im Leben keine Freude sein sollte, nur Arbeit. Die Freude käme erst, wenn man tot war, sonst hätte er die Menschen gleich im Paradies lassen können.

Die Leute ziehen ihre besten Sachen an und tragen ihre Schmerzen in die Kirche und nehmen sie wieder mit nachhause, weil sonst hätten sie ja gar nichts mehr.

Der Pfarrer schaut auf die Mitglieder seiner Gemeinde. Sie sitzen vor ihm, breit und brav wie eine Herde Haflinger, mit gesenkten Köpfen.

Der Pfarrer sagt von der Kanzel herab, es springen schon Kinder herum von einer unverheirateten Liebe, ohne Sakrament. Vor allen Leuten. Und die, die jetzt rot wird, die würde nie mehr in die Kirche kommen und dann wäre alles verloren. Und zu den anderen, die vor Kindern und Armut nicht mehr aus noch ein wissen, sagt er, vermehrt euch, es werden Christen gebraucht, es werden Mütter gebraucht, es werden Soldaten gebraucht.

Die Luft knistert. Gesangbücher öffnen sich. Der Kantor steigt mit seinem Gichtfuß auf einen Stuhl, der andere Fuß schwebt hinterher, auf der Tafel zeigt er jetzt an: Lied 160. Die Frauenstimmen schrillen.

Am Ende des Gottesdienstes befiehlt der Pfarrer Sina und Mattis zum Taufstein und tauft Sophie im Namen eines müden Gottes. Und Sina lächelt Jesus zu am Kreuz und Mattis seufzt, einen Bauern hätt man schon gebraucht. Und Sina sagt, die muss wenigstens nicht in einen Krieg.

NACHBARN Die großen Bauern antworten nicht, wenn man sie grüßt. Unter ihren Achseln tragen sie den Dunst ihrer schweren Arbeit und ihren Hochmut, der ihnen ein steifes Kreuz gibt. Wenn der Johann ackert, trägt er den goldenen Zwicker auf der Nase und die glänzende Uhrkette auf dem Bauch. Seine Augen liegen tief in den Höhlen, sein Mund ist nach innen gestülpt, sein Rachen ausgedörft.

Die Deichsel quietscht und ächzt und der Acker, den er seinem Schuldner abgenommen hat, geht bis zum Himmel.

Aber wenn er an Sophie vorbeikommt, deren Eltern ganz weit weg am Ende des Feldes arbeiten und sich nicht kümmern können, wenn er an Sophie vorbeikommt, die von der Decke gerutscht und mit nacktem Hintern auf die Stupfel, die Stoppel, geraten ist, die das geduldig hinnimmt und niemals mehr schreit, dann bückt er sich und setzt sie zurück auf die Decke.

GEHEN Mit ihren kleinen Beinen ist Sophie immer viel gegangen, wie aufgezogen, als wäre in ihr irgendwo eine Feder versteckt, als wäre sie mit einem Schlüssel aufgedreht.

Wenn eine Kuh stiert, muss sie zum Stier geführt werden, den der Wildensteiner hat. Auf der Straße dahin ist die Kuh schon so verrückt, dass man ihr einen Sack über die Augen hängen muss. Die Mutter geht mit einem Prügel neben ihr her. Und Sophie schlurcht mit harten Schuhen hinter ihnen, wenn die Mutter einen Tritt bekäme, könnte sie Hilfe holen.

Mit Bes läuft Sophie bis Wüstbuch. Zu Ostern wird ein Patenbündel geschnürt für die Verwandten: ein Hefekranz mit zwölf braungefärbten Eiern und ein Stück Stoff für ein Kleid. Sie sind vier Stunden unterwegs, aber als sie ankommen, macht die alte Jette einen schmalen Mund.

Der Stoff ist dünn wie ein Lobensteiner Tuch, der lohnt ja nicht das Nähen.

Da dreht sich Bes auf dem Absatz um.

Nehmen wir ihn wieder mit.

Sie packt Sophie an der Hand und dann gehen sie die ganze Strecke über den Mittelberg wieder zurück, ohne zu rasten und zu essen. Der Weg spult sich aus ihren Schürzentaschen heraus und wird länger und länger. Manchmal schläft Sophie im Gehen. Die Straßen sind nicht geteert und nicht gepflastert, am unteren Berg ist ein Morast, in dem die Schuhe stecken bleiben. Aber Sophie marschiert tapfer wie ein kleiner Soldat. Sie bläst sacht in die Wolken und treibt sie vor sich her.

WASSER

Das Licht bricht
Das Licht bricht sich in den Wellen
Das Licht bricht sich im Wasser
Die Mutter bricht
Die Mutter brach sich in der Kammer
Die Mutter hat wieder Migräne
Schneeweiß ist sie
Grüne Galle hat sie gespuckt
Spalt Tabletten
helfen nicht
Rohe Kartoffelscheiben auf der Stirn
unter ein Tuch gebunden
helfen nicht
Fenster verdunkelt
Licht ist eine Strafe
Stumm ist sie
aber nicht sprachlos
man sieht die Qual
im ganzen Körper
Alle vier Wochen
Alle vier Wochen wieder

Sophie schaut aus dem Fenster. Sie hat keine Lust mehr im dunklen Haus zu sein. Sie nimmt sich ein leeres Senfglas aus dem Buffet und rennt den Wiesenweg hinauf zum Teich im oberen Garten, von da geht ein kleiner Bach weg. Sie taucht das stumpfe Glas ein in den Glitzer, in die funkelnden Wellchen und lacht glücklich.

Gleich fünf Kaulquappen hat sie beim ersten Eintauchen gefangen, weiter kann sie auch nicht zählen. Sie setzt sich mit ihnen an den Bachrand und betrachtet ihre glasigen Körper. Die meisten haben nur einen Schwanz, bei anderen sind die Vorderbeine schon durchgebrochen. Sie stellt sich ihnen vor und beruhigt sie, dass sie sie wieder rauslassen würde. Oft geht es so. Immer eine neue Besatzung kommt ins Senfglas und wird ein Stück weiter unten wieder ins Wasser gesetzt.

An den Teich läuft sie nicht. Robert, ihr kleiner großer Bruder war da ertrunken, auf den glitschigen Steinen ausgerutscht. Aber als sie nachhause kommt mit den nassen Schuhen, glaubt ihr keiner. Der Blick ihrer Mutter frisst an ihr, als sei sie für immer Schuld an ihren Schmerzen.

TANTE TRINA Manchmal kommt Sophie zu Tante Trina nach Wurzbach. Tante Trina hat viele Kinder. Jedes Jahr eines. Am Ende sind es sieben.

Sie hat einen hohen Bauch. Wenn sie lacht, hält sie ihn fest. Sie lacht laut und spricht sehr laut. Ihr Schwiegervater, der Postexpeditor, ist schwerhörig und hält sich ein langes Hörrohr ans Ohr. Ihr Mann hat ein verkrüppeltes Ohr und heißt der Einohr.

Die Bäuche der meisten Frauen sind ausgeweitet wie Beutel und hängen herunter und man sieht keinen Unterschied, ob sie in der Hoffnung oder nach der Hoffnung sind. Tante Trina lacht, wenn sie wieder schwanger ist. Ihre Schwiegermutter bedenkt sie mit kalten Wörtern.

Was kann ich dafür, sagt Trina. Kaum hat er seine Hosen an die Bettstatt gehängt, ist es schon passiert.

Auch die Gänse haben Nachwuchs. Kleine gelbe Bälle. Sie werden auf Karton gesetzt. Ihre Füße dürfen nicht kalt werden. Die Kinder ziehen alte, löchrige Wollhandschuhe an und rupfen Brennnessel für sie. Sie schneiden sie klein mit Messern, denen der hölzerne Schaft fehlt und die in den Händen tiefe Abdrücke machen. Sie blasen darauf und werfen die Messer in die Ecke. Dann gehen sie ins Gartenhaus zum Spielen. Die großen Gänse folgen ihnen und scheißen alles voll.

Die Kinder stopfen sich die Kleiderbäuche mit alten Fetzen aus und sind jetzt Mütter. Sophie will das nicht, ihre Mutter ist schlank und trotzdem eine Mutter. Da werden die anderen ernst und lassen sie nicht mehr mitspielen.

ANGST Der Tag hat sich verlebt. Sophie geht von der Tante Trina nachhause. Nass bis auf die Haut. Leuchtet mit ihrer Laterne. Die Laterne weist keinen Weg. Nur Schatten lecken über die Straße. Der Mann vor dem Mond zeigt sein Gesicht nicht mehr. Der Mann stolpert. Er greift in sich hinein. Er keucht.

Die Angst würgt Sophie. Sie denkt, sie könnte nicht mehr gehen. Aus der Nacht tauchen Häuser wie Rosinen auf. Ein Schreien kommt aus dem Haus mit den blinden Fenstern.

Der Mann bleibt zurück.

Das Schreien kommt aus den niederen Zimmern der Mühlbauer. Eine Stimme aus Rost, die abbricht und in einem Eck am Birnbaum hängenbleibt. Die Mühlbauer hat ihrem Kind ins Grab schauen müssen, das hat sie verrückt gemacht, die Mühlbauer kann nicht sterben, weil sie das 7. Buch Mose nicht übergeben hat, viel sagen die Leute über sie.

Sophie bekommt starre Augen, im Hollerbaum vom Bürgermeistersgarten sitzt das Spinnwebchenweibchen. Sophie sieht es, obwohl es im Regen gar nicht da sein kann. Die Weidenstümpfe am Wurbacher Wasser glimmen schwach, das sind die verdammten Seelen. Sophie rennt unter dem Regen hindurch. Rennt in klobigen Schuhen um ihr Leben.

Die Mutter hat kein Ohr für sie.

Das ist leeres Zeug. Wo war denn die Emilie? Sollst doch nicht allein gehen.

Hat sich den Fuß verstaucht.

Sophie kriecht unter die warmen muffigen Röcke der Bes und ist dort sicher.